

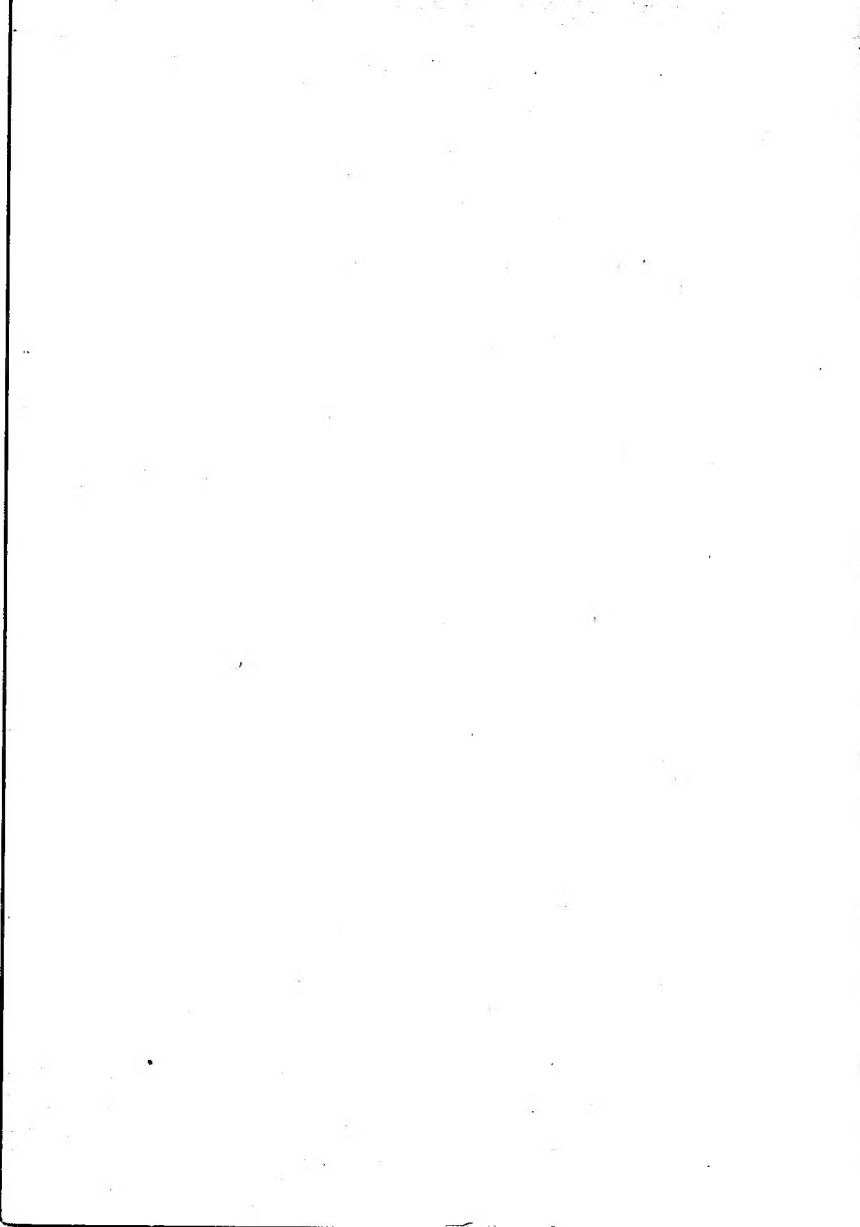
BLAU LICHT

126

Wolfgang Kienast ★★★★★

Kette ohne Ende



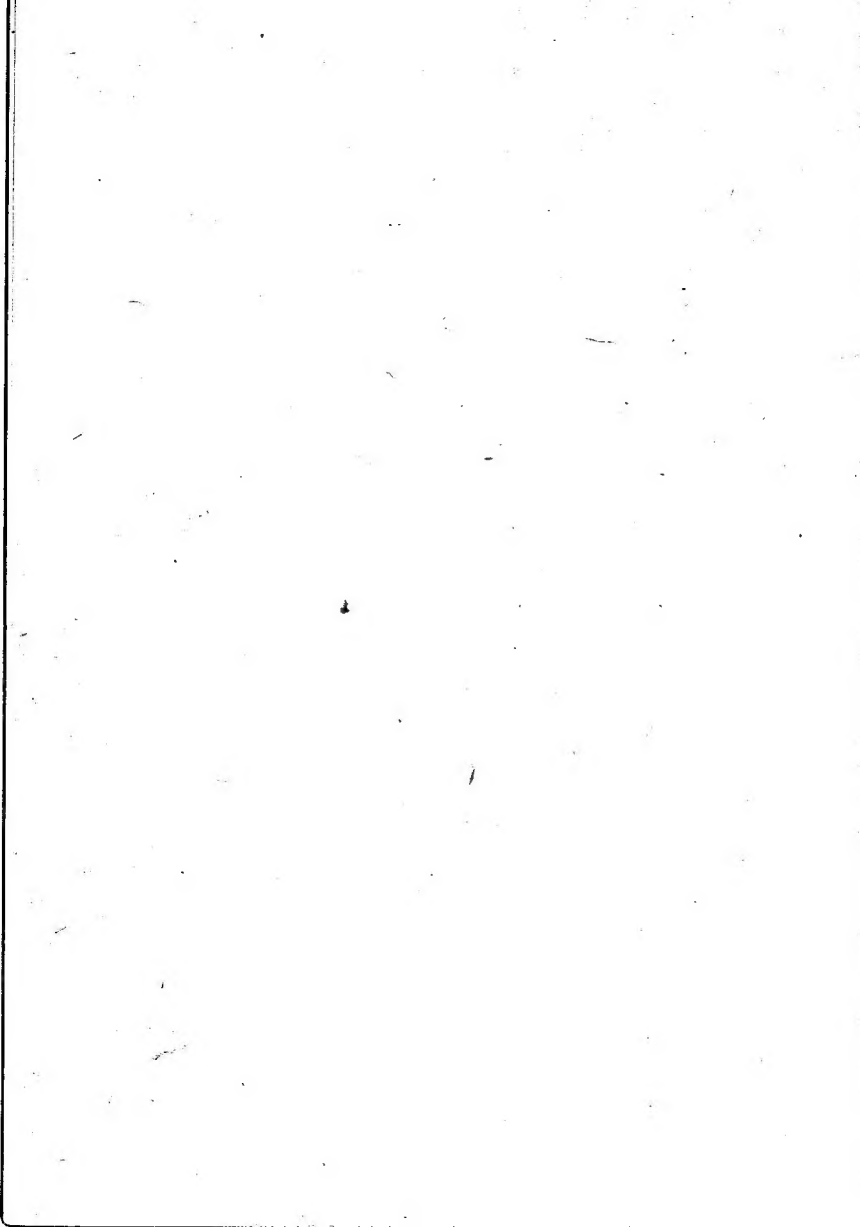


Blaulicht 126

Wolfgang Kienast
Kette ohne Ende

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin



Es war nicht üblich, daß der Direktor einen Disponenten rufen ließ, um dienstliche Angelegenheiten mit ihm zu regeln. Dafür gab es die Abteilungsleiter und einen streng eingehaltenen Dienstweg. Wenn er also nach Peter Trend verlangte — und zwar schnellstens, wie er durch seine Sekretärin bestellen ließ —, dann konnte dies nichts anderes bedeuten als...

Trend wagte diesen Gedanken nicht zu Ende zu führen. Das Blut stieg ihm in den Kopf, das Herz hämmerte fast schmerzhaft, und es dauerte einige Zeit, bis er überhaupt fähig war, seinen Körper wieder unter Kontrolle zu bringen.

Langsam stand er von seinem Schreibtisch auf, ordnete fahrig einige Akten, bis es nichts mehr gab, das seinen Gang hinauschieben konnte. Die Konsequenz, die sich aus der Order des Direktors ergab, verursachte ihm Übelkeit, Magendrücken, wie man es oft vor aufregenden Ereignissen erlebt. Er schlich die Treppe hinunter, über den engen kopfsteinpflastrigen Hof, an den Laderampen des Lagers vorbei, und sein Gehirn arbeitete fieberhaft alle möglichen Ausreden durch, die er wieder verwarf, weil sie an den logischen Gedankengängen Zieslers wie Seifenblasen zerplatzen würden; er wußte, daß er ein Fisch an der Angel war. Er hatte den Haken geschluckt, eine Befreiung konnte nur noch schmerzhaft sein.

Das Verwaltungsgebäude lag weit hinten an der jenseitigen Grenze des Geländes. Es war ein sauberes zweistöckiges Haus, unter dessen Dach Direktor Zieseler residierte.

Zu ihm gelangte man durch das Sekretariat, das sich Zieseler mit Uskorat, dem Leiter der Ökonomie, teilte.

„Sekretariat Direktor Handel/Direktor Ökonomie“ stand an

der Mattglastür, hinter der emsiges Schreibmaschinengeklapper zu hören war.

Trend zögerte. Es nützte nichts. Nach einem letzten tiefen Atemzug trat er ein.

Im Sekretariat wirkten zwei Mädchen, eine Blonde und eine Dunkle. Sie saßen sich an ihren Schreibmaschinen gegenüber und hämmerten um die Wette, konkurrierten wahrscheinlich auch in ihrer Schönheit miteinander.

Die Blonde arbeitete für Zieseler. Sie blickte Peter Trend an, als er eintrat, nickte ihm lächelnd zu und hörte auf zu tippen. „Ich melde Sie an“, sagte sie freundlich, ohne den Unterton in der Stimme, der ihm zeigte, daß sie Bescheid wußte. Sie betätigte eine Sprechanlage auf ihrem Schreibtisch. „Soll warten“, tönte es aus der Anlage. Es war Zieselers bis zur Unkenntlichkeit verzerrte Stimme. Die Blonde zeigte auf einen Stuhl, und Peter Trend setzte sich. Er war sicher, daß der Direktor allein da drin saß. Ihn warten zu lassen war eine Masche. Zieseler wollte ihn nervös machen.

Unkonzentriert sah Peter nach draußen. Nebenan ragte eine eintönige Fassade auf. Sie war fensterlos, nur eine riesige Absaugvorrichtung zog sich von oben nach unten.

Dann betrachtete er das Zimmer. Es war größer als die Büros der Disponenten, die Fenster waren größer und ließen mehr Licht herein. Die Möbel waren hell und modern.

Die Mädchen arbeiteten, ohne sich um ihn zu kümmern. In einer Ecke tickte der Fernschreiber und spuckte einen schmalen Papierstreifen aus.

Endlose Minuten, bis Zieseler ihn durch die Sprechanlage hereinrief.

Der Direktor saß tatsächlich allein da, sein Büro war ebenso groß wie das Sekretariat, wirkte aber riesig, weil es sparsamer möbliert war. Zieseler saß am Schreibtisch, der bis auf zwei Telefone, die Anlage und eine Schreibunterlage leer war. Davor ein kleiner Konferenztisch mit sechs Stühlen. An der gegenüberliegenden Wand stand ein kombinierter Gardero-

ben-Bücher-Schrank, ein Aktenregal und ein Stahltesor. Den Boden bedeckte ein grauer Teppich aus weichem Velour.

Direktor Zieseler war groß, schlank und saß in aufrechter Haltung hinter dem Schreibtisch. Er sah jung aus, aus seinem konturenscharfen Gesicht sprachen Willen und Entschlußkraft. Er lächelte nicht, aber selbst lächelnd mußte er noch streng aussehen.

Zieseler wies mit knapper Geste auf die Stühle und konstatierte schweigend die Nervosität seines Gastes. Dann blickte er nachdenklich auf seine Hände. Er hatte reinliche, spitzgefeilte Nägel an schlanken Fingern.

Quälend lange Zeit, bis Zieseler endlich anfang zu sprechen. Ein Monolog zuerst, in dem er Peters Arbeit lobte; er wäre ein guter Disponent, und sein Sachgebiet sei schwierig. Trotzdem gäbe es unschöne Gerüchte im Betrieb, vielleicht nur Redereien. Zum erstenmal sah er Peter direkt ins Gesicht.

„Sie haben viele Mädchengeschichten?“ Seine Augen ruhten kühl auf Peter. Der zuckte die Schultern.

„Wieviel verdienen Sie?“ fragte der Direktor.

Die Hälfte von dir, dachte Trend. Oder ein Drittel. „Fünfhundert brutto“, antwortete er.

Das wäre nicht viel, meinte Zieseler. Er lächelte flüchtig, als er hinzusetzte, daß man ja daran gedacht hätte, ihm einen Hauptdisponentenposten einzuräumen. „Ihre Arbeit ist gut, wirklich gut!“

Peter lauschte den Worten nach. Der Ton war falsch, seine Verdienste um den Betrieb waren nicht Gegenstand ihrer Unterhaltung. Solch ein Gespräch führte der Direktor nicht mit einem Disponenten.

Kein Zweifel, daß er solche Verdienste besaß. Er hatte das Lager umorganisiert, die Kosten gesenkt und den Umsatz verdoppelt. Aber das war nicht die Sache des Direktors.

„Weibergeschichten kosten Geld“, fuhr Zieseler fort, „aber diese Erfahrung haben Sie zweifellos schon gemacht.“ Wieder flog dieses Lächeln über sein Gesicht.

Wollte der Direktor ihm eine Moralpredigt halten? Sicherlich nicht. Peter hatte noch keine Erfahrungen mit ihm gesammelt. Er hatte nie mit ihm zu tun gehabt. Trotzdem machte er sich keine Illusionen. Es gab da eine Geschichte, die ihm mitunter schlaflose Nächte bereitete. Und Ziesellers lange Vorrede lenkte genau auf sie hin.

Rede doch endlich direkt! dachte Peter gequält. Mach doch ein Ende mit diesem Katze-und-Maus-Spiel! Er hatte Angst.

„Wie oft haben Sie das gemacht mit den Barrechnungen?“ schoß Zieseler das Geschoß plötzlich ab. Mit zusammengekniffenen Augen registrierte er, wie Trend das Blut in den Kopf stieg. Er hatte getroffen.

„Sie haben doch Barrechnungen ausgestellt, das Geld selbst kassiert und dann nicht abgerechnet?“

Peter Trend spürte, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Auch das Hemd klebte ihm am Körper. Er hob die Hände von der polierten Tischplatte und sah gegen das einfallende Licht, daß sie dort beschlagen war, wo die Hände eben gelegen hatten. Er fühlte sich elend. Die Schwäche machte ihn schlaff, als entwiche die Luft aus einem Kinderballon...

„Es ist wahr, ich habe es einmal getan“, gestand er.

„Einmal?“ fragte Zieseler zweifelnd. „Lassen wir das“, fuhr er dann fast gleichgültig fort. „Ich kann unmöglich die Belege von zwei Jahren prüfen lassen, um es Ihnen öfter nachweisen zu können. Möglicherweise kann man das auch gar nicht. Mir genügt dieses eine Mal. Vielleicht waren Sie in den anderen Fällen geschickter?“

Er machte eine Pause, in der er anscheinend eine Erwiderung abwartete. Aber Peter Trend schwieg. Diesen Augenblick hatte er befürchtet, nicht erst, seit ihn Zieseler hatte rufen lassen.

„Es war übrigens ein nützlicher Verbesserungsvorschlag, den Sie da ganz wider Willen geliefert haben. Uns fehlte bisher einfach die Kontrolle über die ausgestellten Rechnungen. Wir waren zu nachlässig. Dabei sind die Rechnungsformulare numeriert. Es ist nicht schwierig, sie in einer Kladde zu regi-

strieren. Indem die verschriebenen Formulare bis jetzt einfach vernichtet wurden, fehlte jede Kontrolle über die Rechnungen. Wer sollte kontrollieren, ob ein Exemplar vernichtet oder vorsätzlich unterschlagen wurde?“ Der Direktor schüttelte den Kopf. „Ihr Fehler war es, daß sie die gelbe Kopie, die Quittung des Kunden, nicht ebenfalls vernichteten. Unter Tausenden fand ich die eine, und sie fiel mir auf, weil das Wort *Barrechnung* groß und deutlich darauf vermerkt war. Sie mußte mir auffallen, denken Sie nur, eine Barrechnung über vierhundertvierundzwanzig Mark!“

Er starrte Peter Trend nachdenklich an. „Sie haben eine Barrechnung ausgestellt, obwohl das über einen derartigen Betrag nicht zulässig ist. Sie haben das Geld kassiert, aber Sie sind nicht inkassoberechtigt. Das Schlimmste aber: Sie haben dieses Geld nicht in der Kasse abgerechnet!“

„Ich will es Ihnen erklären“, sagte Peter leise, aber der Direktor schüttelte den Kopf. „Ich weiß alles!“ unterbrach er ihn brüsk. „Der Kunde bekam die Ware und die Rechnung. Er quittierte den Empfang, und die Kopie für die Rechnerkontrolle zerrissen Sie einfach oder warfen sie in den Ofen. Der Kunde hatte die Ware, Sie aber das Geld. Nur wir hatten den Schaden, der Betrieb.“

„Es tut mir leid“, erwiderte Peter matt. Er spürte, wie banal das klang. Er war kein guter Anwalt für sich selbst. „Ich bin froh, daß es endlich heraus ist“, fügte er hinzu. „Es kommt nicht wieder vor, und das Geld werde ich natürlich zurückgeben.“

Die Hand des Direktors landete klatschend auf der Schreibtischplatte. Zum erstenmal verlor er die Beherrschung. „Aber genau!“ brüllte er. „Es kommt nicht mehr vor, dafür habe ich gesorgt. Jetzt werden *alle* Kopien gesammelt, und *jede* Rechnung wird in einem Sammelbuch eingetragen. Sie werden das veruntreute Geld auf Heller und Pfennig zurückzahlen. Aber denken Sie nicht, daß Sie so billig davonkommen. Das ist kein kleiner Fisch, Kollege Trend, das ist Betrug am Volkseigentum!“

Peter klangen die Ohren, und Zieselers Worte hörte er nur gedämpft, als kämen sie von weit her.

„Sie sollen selbst entscheiden, wie es weitergehen soll, das ist unser letztes Zugeständnis Ihnen gegenüber. Entweder machen wir eine Anzeige, oder Sie scheiden noch heute aus dem Betrieb aus, und wir verrechnen Ihr letztes Gehalt mit der unterschlagenen Summe. Entscheiden Sie sich, aber sofort!“

Noch niemals war Peter Trend nachmittags um zwei Uhr über diese Brücke gegangen, jedenfalls konnte er sich nicht daran erinnern. Die muntere Strömung des Bächleins leckte an den Eisrändern und schliff sie rund. Das Eis glitzerte in der Märzsonne, und die Schneehaufen an der Straße waren schon fast weggeschmolzen.

Er kümmerte sich nicht darum, nicht um die ungepflasterte Straße und nicht um den Morast, durch den er patschte. Er war gefeuert worden; so nannte man das wohl. Solch eine Situation war ihm fremd. Das Gehalt war mit den Schulden aufgerechnet worden, und nicht einmal das reichte vollständig; in seiner Tasche klimperten achtzig Pfennige. Weitere zweitausendneunhundertundzwanzig besaß er noch auf der Bank.

Neunundzwanzig Komma zwanzig wies der letzte Giroauszug aus. Peter fühlte böse Befriedigung über diese gerade Summe, dreißig Mark, klare Verhältnisse, wie er sie-mochte. Es war schnell gegangen. Aufhebungsvertrag. Gehaltsquittung. Quittierte Abrechnung über den Barverkauf Nr. 1788. Ganz zuletzt hatte er mit langsamen Bewegungen seine Tasche gepackt.

Die Kollegen wußten zweifellos noch nichts. Sie verstanden den Doppelsinn seiner Worte nicht. „Bin draußen“, hatte er gesagt. „Komme nicht mehr wieder.“ Nur Berger, der Abteilungsleiter, wußte vielleicht Bescheid. Doch er war gerade heute in Leipzig. Vielleicht *deswegen*?

Anfang des vergangenen Herbstes war diese Sache passiert. Vor einem halben Jahr.

Falzmann, klein, dick und lebendig, der Falzmann mit den Pralinen für die Damen und den guten Zigaretten für die Herren, war spät drangewesen. Er durfte das. Ein beliebter Kunde, ein Privatmann, konnte um vier kommen, dank der Pralinen und Zigaretten. Dank einer Tasse Kaffee dann und wann oder seines Schatzes ausgezeichneter Witze.

Dann setzte man sich gern um vier noch einmal selbst an die Maschine, um die Rechnung fertigzumachen, ging mit ins Lager, um das Sortiment fertigzustellen, weil dann der Lagerist längst unter der Dusche stand, um den Staub des Tages herunterzuspülen.

„Bezahle gleich“, hatte Falzmann gemurmelt, die Briefftasche gezogen und die Scheine gezückt. Vier blaue Hunderter.

„Die Kasse ist schon geschlossen.“

„Und wenn du das Geld nimmst?“

Er durfte das nicht. Disponenten hatten nichts mit Bargeld zu tun. — „Weshalb willst du nicht überweisen?“

Ja, weshalb nicht? Der Geschäftsmann hatte ihn pffiffig angesehen. Bankbelege gingen über die Bücher, über das Referat Steuern. Jeder Hunderter war nicht mehr soviel wert wie vordem. — „Es ist ein Sonderauftrag, verstehst du?“

Falzmann zwinkerte, es mochte nervös sein, und Peter hatte seufzend nachgegeben. Demonstrativ hatte er das Wort *Barrechnung* in deutlichen Buchstaben über die Rechnung gemalt; morgen früh würde er das Geld abrechnen.

„Ich darf es eigentlich nicht“, hatte er gesagt.

„Ich red' nicht darüber.“

Natürlich wollte Peter damals das Geld abrechnen. Es hätte kleinen Ärger gegeben, nur kleinen, und die Sache wäre ohne größeren Eklat über die Bühne gegangen.

Aber abends war der Versucher gekommen. Ein Freund, dem Peter Geld schuldete: Drei blaue Scheine, ein dreiviertel Gehalt. Der Freund brauchte das Geld, das er ihm im Sommer für den Gartenzaun vorgeschossen hatte.

Mißmutig las Unterleutnant Zocher die Anzeige ein ums andere Mal. Eine Anzeige des Justitiariats der Sparkasse der Stadt Berlin. Justitiariat, was für ein Wort, dachte Zocher.

Es gab Tage, da hatte er den Spaß an seinem Beruf schon verloren, und das brachte ihm manchen Tadel seines Vorgesetzten ein. Er wußte dann nicht mehr, worin er damals den Reiz des Kriminalistenberufs zu sehen geglaubt hatte. An solchen Tagen fand er, Gesetzesverletzer waren Spießer.

Er studierte noch einmal die Anzeige dieses Justizdingsbums der Sparkasse; da waren an einem Tage an vier Postämtern Schecks eingelöst worden. Gesamtwert dieser Schecks: etwas über eintausend Mark. Deckung des gezogenen Kontos: etwas unter dreißig Mark.

Das alte Lied, dachte er verärgert, Scheckbetrug. Dabei so himmelschreiend naiv ausgeführt, daß man die Tage zählen konnte, bis der Täter geschnappt war. Natürlich würde er in diesen wenigen Tagen das ganze Geld unter die Leute gebracht haben.

„Mit diesen Spargirokonten haben unsere Bankkells was gemacht. Ein wahrer Segen für kleine Spitzbuben. Sie zahlen eine kleine Summe ein und heben eine große ab.“

Hauptmann Fleischer sah ihn lächelnd an. Zocher übertrieb oft und gern.

„Ganz so einfach dürfte es nun doch nicht sein.“

„Nicht?“ entrüstete sich der Unterleutnant. „Hier, bitte schön! Und unser humaner Strafvollzug wir dem Burschen noch Zucker einblasen, nachdem wir uns die Hacken nach ihm abgerannt haben. Weil es ja ein Ersttäter ist.“ Mit spitzen Zähnen zerrte er den letzten Satz hervor und gab dem Hauptmann die Akte über den Schreibtisch.

Fleischer las die Anzeige aufmerksam durch. „Immerhin besitzt er das Konto seit fünf Jahren“, sagte er nachdenklich. „Ob da nicht ein Versehen vorliegt? Vielleicht hatte der Inhaber das Geld von irgendwo zu kriegen und dachte, es wäre schon überwiesen.“

„Um es an ein und demselben Tag an vier verschiedenen Postämtern abzuholen? Nee, Genosse Hauptmann! Wissen Sie, wie lange man heutzutage an einem Postschalter warten muß? Das ist ein Spitzbube!“

Hauptmann Fleischer blickte seinen Kollegen nachsichtig an. Er hielt sich zurück, wohl wissend, daß der junge Unterleutnant wieder einmal zu einer endlosen Diskussion über die unbegreifliche Milde unserer Justiz aufgelegt war, die nach seiner Meinung die Kriminalität eher förderte denn abbauete. Brausekopf, dachte er. Er war sicher, daß Zocher früher oder später selbst draufkam, wo lang der Hase wirklich lief.

„Kümmern Sie sich darum“, sagte er deshalb nur kurz, „und machen Sie mir morgen einen Bericht.“

„Wie ich gesagt habe, ein Spitzbube!“ empfing der Unterleutnant seinen Chef am nächsten Morgen triumphierend. „Dieser Bursche, Peter Trend heißt er, ist vor einer Woche aus dem Versorgungsdepot für chemisch-technische Erzeugnisse geflogen, weil er dort Geld unterschlagen hat.“

Fleischer runzelte die Stirn, aber er unterbrach seinen Mitarbeiter nicht.

„Trend war fast fünf Jahre in diesem Betrieb. Nach dem Abitur lernte er dort Handelskaufmann und arbeitete anschließend mehr als zwei Jahre als Disponent. Bis vorige Woche eben, als seine Schwindeleien 'rauskamen.“

„Liegt eine Anzeige von der Firma vor?“ unterbrach ihn der Hauptmann.

Zocher schüttelte den Kopf. „Die haben das intern geregelt. Das Geld wurde ihm vom Gehalt abgezogen, und Trend selbst wurde der Stuhl vor die Tür gesetzt.“

„Sie haben ihn fristlos entlassen?“

Zocher nickte eifrig. „Nicht direkt 'rausgeschmissen, Aufhebungsvertrag!“

Der Unterleutnant schwieg einen Augenblick.

Dann fuhr er fort: „Übrigens ein fabelhafter Betrieb. Einige

sozialistische Brigaden. Der Umsatz hat sich in wenigen Jahren verdoppelt.“

„Und dieser Peter Trend?“

Eifrig blätterte Zocher in seinem Notizbuch. „Ich habe mir ein paar Auszüge aus seiner Kaderakte gemacht. „Trend begann fünfundsechzig im Herbst dort als Lehrling. Tadellose Zeugnisse, der Junge schien was zu können. Er sollte studieren: Handelsökonomie. Aber das hat er sich selbst verbaut. Hatte vielleicht zu früh zuviel Verantwortung. Er arbeitete völlig selbständig.“ Unterleutnant Zocher unterbrach seinen Bericht und starrte Fleischer an.

„Was noch?“

„Eine Menge Pluspunkte, nicht wahr?“

Als Fleischer ungeduldig nickte, fuhr er fort: „Da ist noch was, das Ihnen an die Tränendrüse gehen wird...“ Erschrocken verstummte er.

Fleischer glaubte sich verhöhnt zu haben.

„Entschuldigung, Chef“, stotterte Zocher. „Ich meine, da Sie doch... Also weil Sie so wild auf Entlastungspunkte sind. Es ist mir nur so herausgerutscht. Trend ist Vollwaise. Der Vater fiel vor drei Jahren von einem Baugerüst. Tot. Seitdem lebt der Junge allein. Ziemlich tüchtig, beliebt, aber unreif.“

„Wieviel sind Sie älter, Genosse Zocher?“

„Zwei!“ sagte Zocher verblüfft.

„Ihre Reife ist nicht viel bedeutender“, versetzte der Hauptmann grantig. „Ihre Auslassung über meine Tränendrüsen will ich vergessen. Aber Ihre Einteilung der Welt in schwarze und weiße Schäfchen prädestiniert Sie nicht gerade für unseren Beruf.“

Der Hauptmann saß an seinem Schreibtisch und massierte mit beiden Händen seine Stirn.

„Ihnen ist nicht aufgefallen, daß dieser Betrieb gegen beinahe alle Prinzipien unseres Staates verstoßen hat? Gegen moralische und gesetzliche? Daß hier noch ein Ermittlungsverfahren fällig ist?“

Dieser Betrieb, dachte er. Weder zeigen die eine Gesetzesverletzung an, noch berät die Konfliktkommission über den Vorgang. Trend wurde nicht gekündigt, fristlos, weil dazu die Gewerkschaft ihre Zustimmung geben muß. Nein, Aufhebungsvertrag! Angst haben sie ihm gemacht, bis er diesen Vertrag unterschrieben hat. Und sein Geld haben sie ihm genommen, praktisch seines Existenzminimums beraubt.

„Waren Sie schon in Trends Wohnung?“

„Nein, ich haben den ABV informiert.“

Fleischer stand auf. Er war zornig, niedergeschlagen. „Wir können nicht warten. Gestern Unterschlagung, heute Scheckbetrug. Morgen müssen wir Trend haben, ehe er noch eine Dummheit begeht.“

Peter Trend trat in die Laube. Es roch muffig, das war der Winter, der sich in das Gebälk gefressen hatte.

Peter sah sich um, sah den Schmutz und die Trostlosigkeit und erinnerte sich an seine Kindheit.

Damals lebte die Mutter noch. Er sah sie an dem kleinen eisernen Herd stehen, in dem das Feuer knisterte. Ihre stille Fürsorge würde, lebte sie noch, ihn auch heute beschützen. Er schraubte die Sicherung in den Stromzähler und schaltete das Licht an. Dann packte er mit müden Bewegungen seine Tasche aus. Vorgekochte Linsen im Glas, Pulverkaffee, ein halbes Brot, eine kleine Flasche Weinbrand-Verschnitt. Er setzte den elektrischen Kocher in Betrieb und begann die Linsen aufzuwärmen.

Die erste Station seiner Flucht! Dieser Ort war so lange gut, bis sie anfangen, ihn zu suchen. Wann würde die Bank ihre Anzeige machen? In drei Tagen, in einer Woche?

Unsinn, sich hier zu verkriechen, dachte er wütend. In den paar Tagen hätte er ebensogut zu Hause bleiben können. Suchten sie ihn dort erst einmal, fanden sie ihn hier bestimmt. Mechanisch kaute er an einer Brotscheibe, weil sein Magen beim Geruch der Linsen vor Hunger zu revoltieren begonnen hatte.

Zu Hause hätte ich noch weniger Ruhe gehabt, dachte er dann. Keinem Nachbarn hätte ich mehr in die Augen schauen können. Was hatte ihm die Sache mit den Schecks genutzt? Nichts. Und weshalb hatte er es getan?

Er wußte es nicht mehr. Kein Geld zu haben war kein Motiv für Betrug. Außerdem, ehe er den Scheckbetrug beging, hatte er schon Geld unterschlagen. Da gab es noch nicht einmal diese Erklärung.

Er könnte jetzt zur nächsten Filiale der Sparkasse gehen und das Geld wieder einzahlen. Ein Versehen vortäuschen. Vielleicht wäre dann alles wieder in Ordnung. Es gab eine Gärtnerei hier im Ort, Hahmann würde ihn bestimmt einstellen, sogar einen Vorschuß geben. Er würde eben Blumen züchten, Gemüse, Bohnenkraut.

Dann dachte er: Das hat doch keinen Zweck! Er würde immer wieder versagen, bei jeder Möglichkeit, die sich ihm bieten würde. Sollten sie ihn jagen.

Mit Heißhunger verzehrte er die Linsen, rauchte eine Zigarette und trank den Verschnitt aus der Flasche. Träge dachte er daran, das Geld zurückzugeben, aber der Alkohol schläferete diese Gedanken ein.

Hauptmann Fleischer und Unterleutnant Zocher machten sich auf den Weg zu Trends Wohnung. Das Haus in der Waldstraße war nur zweistöckig, ein altes Gemäuer aus der Gründerzeit, mit kleinen Wohnungen und engen Zimmern. Trend wohnte parterre, vom Flur kam man direkt in die Küche und von dort aus in die Stube.

Natürlich war der Vogel ausgeflogen. Die befragten Nachbarn erklärten, Trend seit Tagen nicht mehr gesehen zu haben. Sie schilderten ihn als freundlich, höflich, bescheiden und tüchtig. „Ein Ausbund an Tugend“, meinte Zocher verdrossen, als sie wieder in der Inspektion waren. „Wen man auch befragt, Nachbarn, Kollegen, alle sagen das gleiche über ihn. Und trotzdem unterschlägt er und betrügt. Ein Widerspruch.“

„Ein großer Widerspruch, aber er beleuchtet die Persönlichkeit dieses Jungen“, gab der Hauptmann zu. „Schuld ist die pauschale Beurteilung, die doch so bequem ist. Trend hatte keine Probleme am Arbeitsplatz, die er nicht bewältigen konnte — also gab es auch keine unbewältigten Probleme in seinem Privatleben. Er war lieb und nett zu seinen Nachbarn, wer fragte da schon, ob er nicht Hilfe brauchte?“

„War er vielleicht ein Blender?“

„Das ist übers Ziel hinausgeschossen. Die Zuneigung von allen Seiten war von recht oberflächlicher Natur. Ist Ihnen aufgefallen, wie wenig doch jeder von Peter Trend weiß?“

Zocher schüttelte den Kopf.

„So ist es aber. Die Kollegen wissen nichts aus seinem Privatleben, die Nachbarn kaum, wo er arbeitete. — Haben Sie die vielen Mädchenfotos in seiner Wohnung gesehen? Viele verschiedene Mädchen, aber nirgendwo echte menschliche Bindungen. Er ist ohne Mutter aufgewachsen, und ohne Vater sollte er ein Mann werden.“

Plötzlich schämte sich Zocher vor seinem Hauptmann. War es nicht so, daß er morgens um acht in seinem kahlen Büro in der Kreisinspektion erschien und es pünktlich um fünf wieder verließ? Daß er in diesen neun Stunden seine Arbeit tat, nur seine Arbeit, die darin bestand, Ladediebstähle zu untersuchen, Erkundigungen einzuziehen, Akten zu lesen? Fleischer hing mit seiner ganzen Persönlichkeit an seinem Beruf. Ihn befriedigte der Abschluß einer Akte selten, weil er ganz einfach mehr darin sah. Er fand sich nicht damit ab, daß einer ein Gesetzesübertreter war: ein Dieb, ein Betrüger, ein Schläger.

„Was wird er jetzt tun?“ fragte Zocher resigniert.

„Was würden Sie jetzt tun?“

Es fiel Zocher schwer, sich in die Gedankenwelt eines Peter Trend zu versetzen. Vielleicht versuchte Trend auf irgendeine Weise über die Grenze zu kommen? Zocher fröstelte bei diesem Gedanken. „Vielleicht ist er bei einem Mädchen untergekröchen. Einem mit eigener Wohnung.“

Fleischer dachte nach. „Möglich wäre es schon, Wir kennen nicht alle seine Mädchen. Trotzdem halte ich das für wenig wahrscheinlich. Vor seinen Kollegen hat er sich geschämt und ist aus dem Hause geschlichen. Er wird sich vor allen Bekannten schämen. Er wird Kontakt zu Fremden suchen, dabei genau in die Hände der Falschen geraten und neue Straftaten begehen. Deshalb müssen wir ihn schnell haben, sonst wird es für ihn eine Kette ohne Ende.“

Peter Trend war wieder nach Berlin gefahren und trieb sich nun schon einen ganzen Tag in der Stadt umher, wobei er natürlich den heimatlichen Bezirk mied. Vom Bahnhof Schöhauser Allee war er zur Dimitroffstraße hinuntergewandert, hatte in einem Lokal am Petersburger Platz gegessen und war schließlich irgendwo an der Friedrichstraße gelandet.

Unerträglich lang dehnten sich die Stunden. Er war allein.

Nachmittags hatte es zu schneien begonnen, nachdem schon den ganzen Tag schwere Wolken über der Stadt gehangen hatten. Er fand ein Lokal, das sich „Elefant“ nannte und das bis fünf Uhr morgens geöffnet war.

Er wußte nicht, wie es weitergehen sollte. Wieder erwog er, sich zu stellen. Er besaß noch einen großen Teil des erschwindelten Geldes, vielleicht würde er einigermaßen glimpflich davorkommen.

Aber diese Überlegungen kamen nur, wenn er fror und müde war. Kaum taute er auf, so wurde auch sein Trotz wach. In diesem Lokal, bei einer Flasche Rotwein, schüttelte er jeden Gedanken an eine Aufgabe ab. Sollten sie ihn doch holen, bitte schön! Die Stadt war groß, und Peter Trend war nicht dumm. Das hier war ein Lokal mit Stammkundschaft. Er war der einzige Einsame, saß an einem kleinen Tisch neben der Türschleuse und trank seinen Wein. Ab und zu warf ihm die Serviererin einen neugierigen Blick zu. Er war ein Fremder. Dann erhielt er Gesellschaft. Die Dame war älter, auch sie kannte man hier und begrüßte sie mit Hallo. Sie hatte ein

freundliches Gesicht und trank Kaffeelikör und Bier, wozu sie sich Zeit ließ. Eine Stunde für eine Lage.

Die Alte betrachtete ihn interessiert. Sie war vom mütterlichen Schlag mit grauen Haaren und verarbeiteten Händen. Sie nippte ab und zu an ihrem Likör und fragte plötzlich: „Schmeckt denn dieses saure Zeug?“

„Nein!“ antwortete er kurz. Im Moment schmeckte ihm gar nichts.

„Warum trinkst du das dann?“

Er sah sie irritiert an. Das fehlte noch, daß sich die Frau mit ihm unterhalten wollte. Über alkoholische Getränke.

„Na, Jungchen, guck man nicht so böse. War doch nicht so gemeint.“

Trotzdem war ihr Interesse erwacht. „Ich trinke auch gern Wein, am liebsten Bulgarengold“, erklärte sie. Ohne Umschweife bestellte sie bei der Serviererin eine Flasche. „Ist bloß ein bißchen viel für mich alleine, so eine ganze Flasche. Deshalb habe ich, wenn ich allein bin, Kaffeelikör.“

„Sie haben doch eben eine Flasche bestellt“, erwiderte er hilflos.

„Für dich mit, Jungchen!“ erklärte sie strahlend. „Damit du nicht dieses saure Zeug trinken mußt.“

Sie schien Gefallen an ihm gefunden zu haben. „Ich habe einen Enkel im Westen“, erklärte sie. Sie zerrte eine abgegriffene Brieftasche hervor und zeigte ihm Bilder von ihrer Westfamilie. „Sie könnten sein Bruder sein.“ Immerhin distanzierte sie ihn bei ihrer Erzählung so weit, daß sie Peter Trend plötzlich in der dritten Person anredete. Sogleich fiel sie aber in die vertraute Duzform zurück. „Er ist bei Bolle beschäftigt, Jungchen. Kennst du Bolle?“

„Nein“, antwortete Peter Trend einsilbig. Er dachte, daß ihm die Firma Bolle schnurzpiepegal sein könnte mitsamt dem Enkel dieser seltsamen Frau. Dann überlegte er, daß ja eigentlich hier eine Chance für ihn bestünde. Eine alte Frau, die ihre Familie im Westen hatte und deren Enkel er gleichen sollte,

könnte vielleicht für einige Tage eine Zufluchtsstätte bieten. Er begann Interesse für ihre Bilder zu heucheln.

„Meine Tochter wohnt in Tempelhof. Der Schwiegersohn ist Briefmarkenhändler. Sammelst du Briefmarken, Jungchen?“

„Ja“, log Peter. „Übersee, Spezialgebiet San Marino.“ Er hatte San Salvador sagen wollen, aber das falsche Wort war ihm über die Lippen gesprungen, ohne daß er sich jetzt berichtigen konnte.

„Aha“, versetzte sie sachverständig. Sie kannte San Marino nicht einmal dem Namen nach, geschweige daß sie wußte, wo dieses Land lag. Dafür erzählte sie ihm, wie sie, jedes Jahr im Juni, ihrem Schwiegersohn half, Hunderterbriefe mit verschiedener Thematik zusammenzustellen und zu verkleben. Sie war stolz auf ihre Tätigkeit.

„Und deshalb fahren sie jedes Jahr 'rüber?“ fragte er zweifelnd.

Sie nickte eifrig. Fünfzig Briefe schaffte sie am Tag, die der Schwiegersohn für fünf bis zwanzig Mark verkaufte. Das brachte diesem cleveren Kaufmann an die fünfhundert Mark pro Tag.

„Du bist wohl nicht von hier?“ fragte sie.

Er nickte und begann von Grevesmühlen zu erzählen. Von der nahen Ostseeküste und dem ärgerlichen Zufall, daß er kein Zimmer mehr für die Nacht bekommen hätte. Sie nickte dazu. Dann erzählte sie ihm, wie viele Hotels es in Westberlin gäbe. „Hotels, Jungchen“, sagte sie, „da bist du sprachlos. Aber kannst bei mir schlafen diese Nacht.“

Sie nahm ihn mit in ihre Wohnung.

„Stolper nicht über die Katzen“, sagte sie unterwegs, „ich habe drei Stück, und ich liebe sie über alles.“

Draußen lag hoher Schnee, und es schneite immer noch in dicken Flocken. Es lag so viel Schnee wie kaum ein anderes Mal in diesem Winter.

„Dabei ist schon fast Frühling.“

„Wie bitte?“ fragte sie.

Er erschrak, eben hatte er laut gedacht.

„Ich meine, daß es eigenartig ist, daß jetzt noch so viel Schnee liegt.“

„Ja, ja“, sagte sie, „daran sind die Atombomben schuld. Werden uns noch alle umbringen mit ihren Bomben, Jungen.“

Tagelang fanden sie keine Spur von Peter Tend. Die Fahndung lief, sie kontrollierten alle zwielichtigen Lokale, aber der Junge schien verschwunden zu sein.

„Er wird, solange das Geld reicht, im Untergrund bleiben“, meinte Zocher.

„Wie lange wird das Geld reichen? Das Leben ist teuer, wenn man sich in seiner Situation befindet.“

Noch einmal vernahm Hauptmann Fleischer alle Freunde und Bekannte Peter Trends. Aber sie wußten so wenig zu sagen, daß Zocher, hätte ihm der Hauptmann, wie er es vorgehabt hatte, die Aufgabe übertragen, längst resigniert hätte.

„Ob wir ihn kriegen, ehe er eine neue Dummheit gemacht hat?“

„Dann haben wir ihn desto sicherer“, antwortete Zocher. Sie waren unterwegs, um noch einmal in Peters altem Betrieb nachzuforschen. Vielleicht fiel den Kollegen doch etwas ein. Ein zufällig abgelauschtes Telefonat etwa oder ein Mädchen, das Trend abgeholt hatte. Es schien dem Hauptmann beinahe unmöglich, daß sich Peter Trend ganz und gar von seiner gewohnten Umwelt abgekapselt hatte.

„Sie glauben gar nicht, wie sehr mich dieser Direktor nachträglich aufregt“, sagte er grimmig. „Da reden wir alleweil von sozialistischer Menschenführung und so weiter, aber immer wieder sitzen noch Leute da mit schematischem Rechtsempfinden. Gegen den Direktor muß einfach ein Ermittlungsverfahren eingeleitet werden.“

„Dadurch haben wir Trend noch immer nicht.“

„Ohne ihn wäre Trend nicht flüchtig. Hätte sicherlich auch den Scheckbetrug nicht ausgeführt.“

Hauptmann Fleischer hatte den Direktor noch nicht kennengelernt. Er war erstaunt, als er den jungen, energisch aussehenden Mann erblickte, der ihn höflich, aber reserviert empfing. Er hatte einen dicken Menschen erwartet, der seinen Betrieb vom Schreibtisch aus leitete und dabei Papier verbrauchte, viel Papier. Fettleibigkeit erschien ihm typisch für Bürokraten aller Art, und er erwartete mindestens eine Brille bei einem Mann, der mittels Verordnungsblätter und Rundschreiben regierte.

„Sie können sich denken, weshalb ich komme?“ fragte Fleischer.

„Ja“, erwiderte Zieseler knapp. Er musterte Zocher, den er kannte, unwillig. „Ich habe Ihrem Kollegen schon einmal alles erklärt“, sagte er.

„Sie werden entschuldigen, wenn ich selbst noch einige Rückfragen habe. Ich bin der Vorgesetzte des Genossen Zocher.“

Zieseler zuckte mit den Achseln. „Wenn es schnell geht. Um halb zwei habe ich eine Besprechung. Plandiskussion.“

„Ich werde mir die größte Mühe geben“, versetzte der Hauptmann steif. Die Antipathie gegen den Direktor wuchs in ihm.

„Vielleicht berichten Sie mir ganz kurz noch einmal die Geschichte Peter Trends. Dann bitte ich Sie um die Erlaubnis, bei seinen ehemaligen Kollegen noch einige Auskünfte einholen zu dürfen.“

Zieseler nickte. Er fühlte sich unbehaglich gegenüber diesem ergrauten Kriminalisten. „Trend ging freiwillig, nachdem ich seine Unredlichkeiten aufgedeckt hatte. Wir machten einen Aufhebungsvertrag. Sie haben ihn noch nicht erwischt?“

„Leider nein. Ich hoffe, daß wir auf dem Umweg über sein Privatleben auf seine Spur kommen. Aber sprechen Sie ruhig weiter. Mich interessiert, was Sie taten, nachdem Sie diese — hm — Unredlichkeiten bemerkt haben.“

„Es gab eine Aussprache, in dessen Verlauf Trend seine Verfehlungen eingestand und sich bereit erklärte, den angerichteten Schaden zu ersetzen. Das hat er getan, und dann ging er.“

Fleischer Schüttelte den Kopf. „Sie meinen, er wurde gegangen. Dazu gibt es übrigens noch einige rechtliche Folgerungen. Aber darüber reden wir am besten in Anwesenheit des BGL-Vorsitzenden und Abteilungsvertrauensmannes.“

Der Hauptmann erhob sich jäh. „Vorläufig jedenfalls vielen Dank für Ihre Auskünfte. Ich möchte Ihre Plandiskussion nicht aufhalten.“

Zieseler war ebenfalls aufgestanden. Unbewegten Gesichts ging er zur Tür und öffnete sie für seine Gäste. „Fräulein Jarmatz wird Sie zum Kollegen Berger, dem ehemaligen Abteilungsleiter Trends, führen“, sagte er.

Nachdenklich sah er den beiden hinterher. Ihm war nicht sehr wohl in seiner Haut, seit er den Hauptmann gesehen hatte.

„Jungchen, ich nehm' dir ja gerne die ganze Zeit bei mir auf. Aber denn mußte dir schon beim Hausbuchführer eintragen“, sagte Lina Warsow nach einigen Tagen.

Sie musterte Peter besorgt. „Das willst du wohl nicht?“ fragte sie dann plötzlich.

Er wehrte verlegen ab und konnte nicht verhindern, daß er rot anlief. Peter fühlte sich wohl bei seiner Quartiermutter.

„Da ist doch was“, sagte sie forschend. „Du läufst hier 'rum, Kopp untern Arm, wie man so sagt. Deswegen biste doch nicht hergekommen nach Berlin. Oder haste zu Hause was ausgefressen?“

„Was soll ich denn ausgefressen haben, Frau Warsow?“

„Oder haste Liebeskummer?“

Er antwortete nicht, und sie drang auch nicht weiter in ihn. Trotzdem spürte er weiterhin ihre forschenden Blicke.

Lina Warsow wunderte sich, und sie staunte, als sie eines Morgens beim Säubern seinen Ausweis fand.

„Jungchen, du Schwindler!“ Kopfschüttelnde Empörung, weil das, was in seinem Ausweis stand, so ganz anders lautete, als er ihr erzählt hatte. Er wohnte ein paar Straßen weiter, mit der Straßenbahn drei Haltestellen, und hockte als Gast bei ihr.

Stand jetzt da, den Blick auf den taubengrau gestrichenen Fußboden gerichtet, klein vor Scham.

Sie scheuchte eine von den Katzen weg, die sich um seine Füße schmiegte.

„Was haste dir dabei gedacht?“ fragte sie nach einer Weile.

Ihr Zorn währte nicht lange, und die Neugier überwog bald alles andere. „Biste von zu Hause ausgerückt?“

Sie schüttelte den Kopf. „Haste Streit mit deinen Eltern gehabt?“

„Ich habe keine Eltern mehr.“

Plötzlich quoll ihr Herz vor Mitleid. Er hatte keine Eltern mehr. Er war ein Herumgestoßener.

„Ach, Jungchen, da erzählste mir Märchen. Brauchste doch bei der alten Lina nicht machen! Kannst doch auch so bei mir bleiben.“

„Ich kann nicht bleiben, Frau Warsow. Ebensowenig, wie ich nach Hause zurück kann.“

Es half nichts, er mußte beichten. Peter wußte, daß er keine Stunde länger bei ihr bleiben konnte. Die Scham ließ es nicht zu.

Zögernd, sich immer wiederholend, aber doch ehrlich, gestand er ihr alles. Als er mit seiner Beichte fertig war, stand sie schon nicht mehr, sondern saß auf dem Küchenstuhl und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Jungchen, Jungchen“, schnaufte sie, „was hast du bloß angestellt.“

Plötzlich stand sie auf und fuhr ihn an: „Wieviel haste noch von dem Geld?“

Er nannte die Summe. Schweigend ging sie zum Küchenschrank und holte ein Bündel Geldscheine hervor. Der Schrank war zweifellos ihre Sparkasse. Sie zählte die fehlende Summe ab und steckte sie ein.

„Zieh dir an!“ befahl sie.

„Und dann?“

„Das Geld bringen wir zur Polizei. Du stellst dir freiwillig, und

dann ist alles halb so schlimm. Glaub mir; ist besser so, als wenn du keinem Menschen mehr ins Gesicht sehen kannst. Braucht auch keiner zu wissen, daß ich den Rest zugelegt habe.“

Ohne Umschweife ging sie hinaus, zog sich den Mantel an und stand dann abwartend in der Tür. Es blieb ihm keine Wahl, als ebenfalls seine Jacke überzustreifen und ihr zu folgen.

Im Grunde genommen war er froh, daß sie die Initiative ergriffen hatte. Er wußte, daß er aus eigenem Antrieb niemals den Mut zu diesem Schritt aufgebracht hätte.

So geschah es, daß sich ein verblüffter VP-Meister einer energischen alten Frau gegenüber sah, die temperamentvoll, aber nicht sehr zusammenhängend erklärte, daß unten einen Jungen hätte, der im Hausflur wartete, und daß sie bis zum Staatsrat ginge, wenn diesem Jungen auch nur ein Haar gekrümmt würde.

„Und weshalb sollte ich Ihrem Jungen etwas tun?“ fragte er staunend.

Sie erklärte, daß es um das Geld ginge, welches allerdings in voller Höhe beisammen sei.

Der VP-Meister verstand kein Wort. Immerhin ahnte er, daß die Sache interessant sei, und fragte nach dem Namen des Jungen.

„Trend heißt er, Peter, und Sie können mir glauben, daß er nur Dummheiten gemacht hat und kein Verbrecher ist.“

Daraufhin zog VP-Meister Bentlin das Fahndungsbuch zu Rate und stellte fest, daß dieser Peter Trend tatsächlich gesucht wurde.

„Sie haben ihn mitgebracht?“ fragte er achtungsvoll.

„Der steht unten, aber wehe Ihnen, wenn Sie ihn einsperren!“

Sie wiederholte alle Drohungen, die der VP-Meister bereits kannte.

„Aber, aber“, meinte er begütigend. „Wenn er selbst gekommen

ist“, er musterte Lina Warsow respektvoll, „werden wir ihn auch nicht gleich einsperren. Trotzdem wollen wir ihn doch gleich mal heraufholen. Es ist doch wärmer hier oben als im zugigen Flur.“

Lina nickte zustimmend.

Der VP-Meister setzte seine Dienstmütze auf.

„Ob ich ihn lieber selber hole? Der kriegt vielleicht einen Schreck vor Ihnen.“

VP-Meister Bentlin wehrte ab. „Er wird schon keinen Schreck bekommen.“

Er hatte recht. Als sie hinunterkamen, war Peter Trend nicht mehr zu sehen. Er war auch nicht auf der Straße.

Peter Trend war verschwunden.

Abends hockte er wieder in einem Lokal. Er hatte nicht den Mut, sich zu stellen, alles begann jetzt noch einmal von vorn.

Es war leer in der Gaststube. Er bestellte ein Pils, und der Wirt kam hinter dem Tresen hervor. Er stellte eine geöffnete Bierflasche und ein Glas vor ihn hin. „Hier trinkt man meist Helles“, quetschte er durch die Zähne, „lohnt sich nicht vom Faß, das Pilsener.“

„Was trinkt man sonst noch?“

„Wodka. Adlershofer.“

„Also zwei Adlershofer“, bestellte Peter.

Der Wirt sah ihn teilnahmslos an. „Für wen ist der zweite?“ fragte er.

„Für Sie. Einstand, ich bin frisch zugezogen.“

„Nicht so vornehm hier“, versetzte der Wirt mißtrauisch. Er schüttete den Schnaps in die Gläser und kam mit einem Tablett.

„Na, denn mal...“, sagte er.

„Seh' ich so vornehm aus?“ Peter schüttelte sich nach dem Zeug. „Der erste und der fünfzigste...“

Der Wirt lächelte dünn.

Möchte wissen, wofür der mich hält, dachte Peter belustigt.

Jedenfalls taute der Wirt nicht auf. Er schien eher noch verschlossener geworden zu sein.

Peter Trend schien an der richtigen Adresse zu sein. Er trank noch ein paar Schnäpse, und der Alkohol beflügelte ihn. Er mußte jetzt durchhalten, die letzte Chance hatte er heute nachmittag aus Feigheit vertan. Je länger er saß, desto verbissener plagte er sich mit diesem Gedanken.

Später fand sich eine bunte Truppe an seinem Tisch ein. Theatervolk! Kleindarsteller, wie er auch ihren Reden hörte. Sie waren lustig, renommierten ein wenig und tauschten Theaterklatsch aus. Aber sie bezogen ihn unbekümmert in ihren Kreis mit ein.

Um halb eins verkündete der Wirt Feierabend. Er schlug einen mächtigen Gong an. „Sense, Jungs! Für heute ist Schluß!“

Die allgemeine Entrüstung rührte ihn nicht. „Das Bier ist abgestellt!“ schrie er durch den Qualm.

„Gehen wir noch zu Gregor“, schlug Peters Nachbar vor. Peter wußte nicht, wer Gregor war, aber der allgemeine Jubel bewies ihm Gregors Beliebtheit.

„Wir sammeln noch für ein paar Flaschen!“ rief der Nachbar. Er schien der Chef der Gruppe zu sein. Und sie sammelten Münzen auf einem Bierfilz. Der Chef gab sogar ein Fünfstück.

Die Runde ging bis zu einer drallen Madonna mit Mittelscheitel, die kneifen wollte. „Ich muß nach Hause“, murmelte sie unentschlossen. „Morgen früh hab' ich Fernsehen. Um neun Uhr.“ Sie erregte einen Sturm der Entrüstung, aber setzte sich schließlich doch durch. Jetzt starrten alle auf Peter. Er zögerte.

„Machst du auch nicht mit?“

„Ich kenn' doch Gregor nicht.“

Der Chef wischte den Einwand fort. „Lernst du ihn eben heute kennen.“

Befriedigt registrierte er, daß ein Zehnmarkschein auf dem Bierfilz landete. Peter schaute die Madonna an.

„Dann dürfen Sie aber auch nicht kneifen.“

Sie wechselten einen langen Blick, und diesmal verlor sie.
„Dir zuliebe“, murmelte sie leise, aber nicht widerwillig.

Ein verflixter grauer Morgen und ein schier endloser Vormittag ernüchterten Peter. Er fühlte sich müde und elend. Das Bewußtsein, daß von den unterschlagenen tausend Mark nunmehr schon zweihundert fehlten, quälte ihn.

Er dachte an die Madonna. Sie gefiel ihm, und er hatte Chancen bei ihr. Es könnte wunderbar sein, wenn alles bei ihm in Ordnung wäre.

Sie waren bei Gregor gewesen, hatten getrunken und geschwätzt. Eine sinnlose Party, wenn die Madonna nicht gewesen wäre. Gregor war nicht mehr als ein Edelkomparse, der sich Schauspieler nannte. Er war eine Mischung von Spießbürger und Bohemien. Peter hatte wieder eine Nacht gerettet, indem er sie verschleuderte.

Nachmittags stand er im Schneematsch vor dem Eingang des Fernsehstudios. Er mußte lange warten.

Als sie endlich kam, wirkte sie verändert. Sie war blaß und schmal, und sie sah ihn kaum an, als sie näher kam. Sie war nicht allein.

„Hallo“, sagte sie tonlos. „Weißt du, daß man Gregor heute nacht zweitausend Mark geklaut hat?“

Er starrte sie an. Die Welt zerbrach in unzählige Scherben. Scherben, die man nicht mehr kitten kann. Jetzt war es endgültig aus.

Der Begleiter der Madonna hatte ein glattes Gesicht. Er verbeugte sich andeutungsweise und murmelte: „Ich bin Leutnant Merbs. Kann ich mal Ihren Personalausweis sehen?“

Hauptmann Fleischer machte gerade eine Aktennotiz, als Zocher ins Büro kam.

„Wir haben Trend“, sagte er betont lässig.

Fleischer sah auf. „Tatsächlich?“

Er schien befreit. Seit gestern, als sie telefonisch vom Revier 12

von der alten Frau erfahren hatten, die Peter Trend immerhin bis an die Haustür des Reviers zu lotsen vermocht hatte, war die Hoffnung wieder gewachsen, daß sie ihn bald haben würden. Er bewunderte die Resolutheit der Frau, beklagte jedoch gleichzeitig, daß sie ihn nicht direkt auf der Wache abgeliefert hatte. Immerhin war Trend nicht aus der Welt. Sie wußten, daß er sich noch in Berlin befand.

„Nur . . .“, sagte Zocher gedehnt. Er zögerte.

„Reden Sie doch, Mann!“

„Ja. Trend ist verdächtig, zweitausenddreihundert Mark von einem Schauspieler gestohlen zu haben.“

Fleischers Gesicht wurde kreideweiß. „Wir haben es nicht verhindern können“, flüsterte er.

Der Unterleutnant senkte beschämt den Kopf. Er hatte triumphiert. Angesichts der Niedergeschlagenheit des Hauptmanns verkehrte sich sein Triumph ins Gegenteil. „Ist ja nur ein Verdacht“, murmelte er tröstend.

„Ein Verdacht wiegt viel. Wie ist er denn erwischt worden?“

„Er ist einem Genossen direkt in die Arme gelaufen, als er ein Mädchen abholte. Mit dem Mädchen war er gestern nacht bei Gregor Marburg, einem Schauspieler. Eine der üblichen Partys, bei denen das ganze Vergnügen aus Schnaps besteht. Heute morgen merkte Marburg, daß ihm das Geld fehlt. Als er mit einem Ölkopf erwachte, waren die zweitausenddreihundert Mark weg.“

„Und Peter Trend hat sie gestohlen?“

„Es scheint so. Alle anderen kennt der Schauspieler gut und traut ihnen den Diebstahl nicht zu. Nur Trend war fremd in ihrem Kreis.“

„Er klagt das Geld und holt dann seelenruhig sein Mädchen ab. So naiv ist doch nicht mal er. Hat man das Geld bei ihm gefunden?“

Unterleutnant Zocher wußte es nicht. „Vielleicht ist er doch so naiv. Oder so abgebrüht, daß er selbst das riskierte.“

Fleischer winkte entschieden ab. „Das konnte er sich nicht

erlauben. Er wurde gesucht, und er wußte das. Diese Geschichte stimmt hinten und vorne nicht!“

Gregor Marburg öffnete auf das Läuten. Leutnant Merbs stand vor der Tür und bat, ihn wegen seiner Anzeige noch einmal sprechen zu können. Verlegen führte ihn der Schauspieler in seine Wohnung.

„Sie dürfen sich nicht bei mir umsehen, ich habe heute noch nichts angerührt. Der Besuch gestern nacht, der Diebstahl, mir ist jede Lust vergangen, die Wohnung aufzuräumen.“

Leutnant Merbs nickte zufrieden. „Ist schon recht. So kann ich mir wenigstens ein Bild von den Tatumständen machen.“

Sie kamen ins Wohnzimmer, und Merbs betrachtete aufmerksam seine Umgebung. Die leeren Flaschen standen auf dem Tisch, es roch nach kaltem Zigarettenrauch.

„Das Geld hatte ich in jener Kassette dort auf dem Klavier. Es war alles, was ich besaß.“ Der Schauspieler lächelte hilflos.

„Bis auf ein paar Mark im Portemonnaie.“

Merbs betrachtete die Kassette, ohne etwas anzurühren. Sie war aus grünem, imitiertem Leder mit abgeblättertem Golddruck.

„Nicht gerade ein Safe“, knurrte er unzufrieden. „Schildern Sie den Ablauf gestern nacht“, bat er dann. „Wer war hier, und wo saß jeder? Haben Sie etwas bemerkt, das Ihnen verdächtig erschien?“

„Gestern abend gab's bei uns den Wallenstein. Ich bin nur im Lager und im ersten Akt der Piccolomini beschäftigt, das heißt, ich war schon kurz vor halb acht fertig. Habe in der Kantine noch etwas gegessen und getrunken, dann bin ich nach Hause gegangen. Etwa um halb zwei rückten sie dann hier an, sieben Mann hoch. Gute Bekannte aus dem Theater, bis auf diesen Jungen, der sich so stark um die kleine Peters bemühte. Und auch sie schien in den Knaben ganz verknallt zu sein.“

„Glauben Sie bestimmt, daß er das Geld genommen hat? Machte er sich verdächtig?“

Marburg rutschte unruhig auf seinem Stuhl umher. „Ja, was soll man da sagen? Verdächtig? Wir haben getrunken, und er flirtete mit der Marianne Peters. Ich sage ja nicht, daß er sich unbedingt verdächtig gemacht hat. Er war eben fremd in unserem Kreis.“

„Wir müssen erst das Geld finden“, sagte Merbs bedauernd. „Den Diebstahl können wir ihm nur dann nachweisen, wenn wir das Geld finden. Er leugnet ihn nämlich.“

„Sie haben ihn bereits?“ fragte Marburg überrascht. Seine Augen zuckten nervös.

Ein Wachtmeister führte Peter durch einen dämmrigen Gang. Bei der ersten Vernehmung hatte er geleugnet, jetzt hatte er beschlossen, alles zuzugeben. Alles, was sie wollten. Es war zwecklos. Das hier war das Ende seiner Flucht, ein Diebstahl mehr oder weniger, es kam schon nicht mehr darauf an.

Auf einer Bank vor Leutnant Merbs' Büro mußten sie warten.

Merbs hatte den Schauspieler noch einmal zu sich gebeten. „Ich will jetzt den Täter überführen“, sagte er. „Trend ist auf dem Wege hierher. Allerdings, wir haben das Geld nicht bei ihm gefunden. Sie bewahrten es doch in der grünen Kassette auf?“

Gregor Marburg nickte.

„Nicht woanders, dessen sind Sie ganz sicher?“

„Gewiß.“

„Wir haben überprüft, wo sich Trend gestern den ganzen Tag bis zu seiner Festnahme aufgehalten hat. Es war ziemlich einfach, und es gibt ziemlich genaue Aussagen, die sich überall decken. Bis morgens um acht war er mit dem Mädchen zusammen. Marianne Peters fuhr dann mit der S-Bahn nach Adlershof, während Trend in der Mitropa wartete. Bis halb eins. Der Ober erinnert sich ganz genau an ihn, weil Trend mehr als vier Stunden dort saß und sich nicht von der Stelle rührte. Er hatte auch eine ungewöhnliche Zeche, elf Mark und elf Pfennige.

Schon kurz nach eins hat ihn der Betriebsschutz des Fernsehstudios bemerkt. Er stand dort zwei Stunden vor dem Tor.“

„Ja, und was wollen Sie damit sagen?“ fragte Marburg verwirrt.

„Daß Trend das Geld kaum versteckt haben kann. Sie vermischen zehn Hunderter, zwanzig Fünziger sowie dreihundert Mark in Zwanzigern und Zehnern. Das sind mindestens fünfundvierzig Geldscheine.“

Marburg zwinkerte nervös. Er wußte noch immer nicht, worauf der Leutnant hinauswollte. „Und die Gepäckautomaten am Bahnhof?“ fragte er.

„Sind durchsucht, das war eine Heidenarbeit. Dort war das Geld nicht.“ Merbs machte eine Pause. „Übrigens war es auch nicht in Ihrer Kasette, jedenfalls haben Sie dort nicht danach gesucht. Es sei denn, Sie besitzen einen so ätherischen Körper, daß Ihre Finger keinen Abdruck in der dicken Staubschicht hinterließen. Die war nämlich unberührt.“

Unruhig wanderten Marburgs Augen über das Gesicht des Leutnants. Seine Hände zupften fahrig an der Kleidung herum. „Mir scheint, Sie haben überhaupt nicht nach dem Geld gesucht!“ Merbs sah den Schauspieler fest an. „Woher hatten Sie das Geld überhaupt? Ich war in der Intendanz Ihres Theaters. Sie haben dort kein festes Engagement, sondern erhalten eine Abendgage. Da Sie nur in drei Stücken beschäftigt sind, bedeutet das, daß Sie in den letzten drei Monaten lediglich sechshundert Mark verdienten. Auch Film, Funk oder Fernsehen entfielen, wie ich mich überzeugen konnte.“

„Ich habe das Geld gespart. Natürlich habe ich danach gesucht“, stotterte der Schauspieler, „die ganze Wohnung habe ich auf den Kopf gestellt.“

„Nur in der Kasette haben Sie nicht gesucht? Seltsam! Dort wollen Sie ja angeblich Ihr Geld aufbewahrt haben. Seltsam ebenfalls, daß Sie gespart haben wollen, dabei erfuhr ich von einem ansehnlichen Schuldenberg, den Sie haben. Sie machen Schulden und sparen gleichzeitig. Wirklich seltsam!“

„Mit dem Geld wollte ich doch meine Schulden bezahlen!“ Marburg schrie es fast, doch Merbs winkte ab. „Es hat keinen Zweck, Herr Marburg. Geben Sie es doch auf, Sie haben uns wirklich schon genug Arbeit gemacht. Vielleicht dachten Sie, es wäre eine günstige Gelegenheit. Ein Fremder bei Ihnen zu Gast, einer, der vielleicht nie wieder auftauchen wird. Wieder eine Zeitlang Ruhe vor Ihren Gläubigern. Ein Diebstahl, nicht wahr, entschuldigt doch Zahlungsunfähigkeit.“

Sie saßen sich zum ersten Male gegenüber, Hauptmann Fleischer und Peter Trend.

So sah er also aus. Schlank, mittelblond, ein hübsches, man war fast geneigt zu sagen, offenes Gesicht.

„Hat es sich letzten Endes gelohnt?“

„Nein.“

„Zu guter Letzt geben Sie sogar noch einen Diebstahl zu, den Sie gar nicht begangen haben. Junge, das hätte Sie doch nur noch tiefer hineingerissen!“

Peter winkte apathisch ab. „Ich wollte meine Ruhe haben. Mir glaubt ja doch keiner mehr.“

Hauptmann Fleischer sah ihn tadelnd an. „Schließlich hat man Ihnen ja aus der Patsche geholfen. Die Wahrheit, mein Lieber, glauben wir immer. Aber nicht nur auf ein ehrliches Gesicht hin.“

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten

1. Auflage · 1971

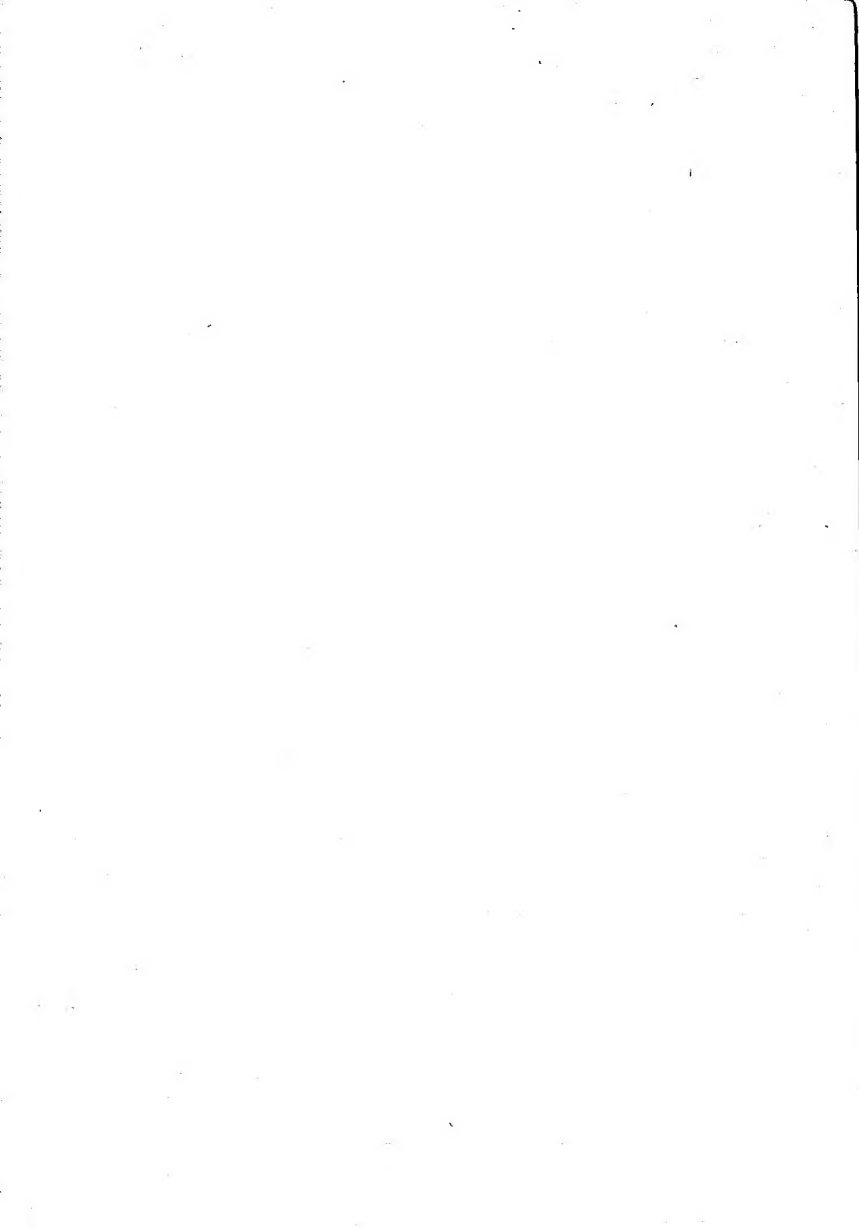
Verlag Das Neue Berlin, Berlin

Lizenz-Nr.: 409-160/20/71 · ES 8C

Lektor: Gisela Bentzien

Umschlagentwurf: Renate Totzke-Israel

Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin · 4457



0,25

31235